

Indre Zetzsche

## Einheimische und Zugezogene an der Hohen Schule

*»Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.« (Artikel 3, Absatz 3 des Grundgesetzes)*

In letzter Zeit wird wieder viel über Schul- und Bildungsmodelle, über Lehr- und Lernkonzepte diskutiert – allerdings unter einem ganz anderen Vorzeichen als zur Zeit der großen Bildungsdebatte in den sechziger und siebziger Jahren. Damals kreisten die Diskussionen um den Begriff der Chancengleichheit, heute dreht sich fast alles um Leistung und Effizienz; der Gleichheitswahn mit seinem Lieblingskind Gesamtschule habe – so der stets wiederholte Vorwurf – das deutsche Bildungssystem an die Wand gefahren. Und haben wir nicht außerdem längst gleiche Zugangschancen für alle hergestellt? Wird heute noch irgendjemandem der Zugang zur Hochschule aufgrund seines Geschlechts, seiner Sprache, Herkunft etc. verweigert? Nein, jeder und jede hat heute die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen und zu studieren. Auf und mit dem Papier sind alle gleich. Und doch sind einige gleicher als gleich. Gleicher sind – heute wie damals – diejenigen, die aus den gebildeten Schichten stammen. Denn die deutschen Universitäten sind immer noch auf den Typ des Homo academicus ausgerichtet: eine im Hinblick auf die akademische Vorbildung, auf Umgangs-, Sprach- und Denkweisen sowie die soziale Lage und das biografische Muster relativ homogene und kleine Gruppe. Das macht sich nicht nur in Statistiken über die Bildungspartizipation der verschiedenen sozialen Schichten bemerkbar, sondern unmittelbar in der universitären Praxis. Von Seiten der Lehrenden wird – mal mehr aus Betriebsblindheit, mal mehr aus Kalkül – vorausgesetzt, dass jeder Neuling die akademischen Spielregeln beherrscht. Spielanleitungen gleich welcher Form sind weder vorgesehen noch existent. Die Folge sind jede Menge Studienabbrecher oder Langzeitstudenten – primär auf Seiten der Nicht-Akademiker-Kinder, denn ihnen sind die universitären Sitten und Gebräuche kaum vertraut. Und wer die Spielregeln nicht kennt, verwendet einen Großteil seines Studiums auf ihr Erlernen statt auf Inhalte oder wendet sich im Extremfall ganz ab.



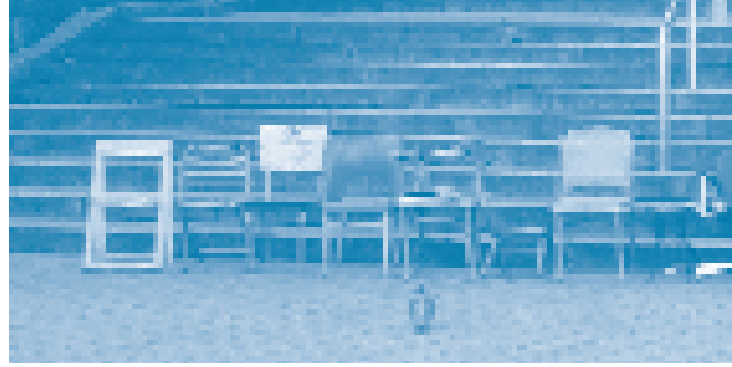
Es ist für die aktuelle Malaise vielleicht nützlich, die angeblich gescheiterte ›Demokratisierung‹ der sechziger und siebziger Jahre nochmals in Erinnerung zu rufen. Geöffnet hatten damals die Türen zur höheren Bildung vor allem Angehörige der Bildungsschicht, die sich gegen den bis dahin herrschenden Standesdünkel auflehnten. Mit dem programmatischen Slogan »Bildung ist Bürgerrecht« brachte einer der prominentesten Vertreter der Bildungsreform, Rolf Dahrendorf, im Jahre 1965 die bildungspolitische Lawine ins Rollen. Die nachfolgende Zeit war geprägt von intensiven und erhitzten Debatten. Für die so genannte Linke wurde Bildung zum Garant für Demokratie: Chancengleichheit durch Bildung, lautete die Devise. Und mit dem Begriff Chancengleichheit verband sich vielfach die Hoffnung auf eine Gesellschaft jenseits der überkommenen sozialen Hierarchien. Experten unterschiedlicher Fachgebiete und Laien diskutierten über »Begabung und Lernen« (Roth), erklärten, die Aufgabe der Pädagogik sei – wider den Glauben an natürliche Begabung –, die Kinder zu begaben, und experimentierten mit neuen Erziehungs- und Lehrmethoden. Es wurden Betreuungs- und Schulmodelle erprobt, man rief den so genannten Kinderladen und die Gesamtschule ins Leben, versuchte den zweiten Bildungsweg zu etablieren und die Universitäten zu demokratisieren. Doch die anfängliche Bildungseuphorie flaute relativ schnell ab; bereits Mitte der siebziger Jahre machte sich unter den Bildungsexperten ein allgemeiner Pessimismus breit. Grund dafür war nicht zuletzt die Tatsache, dass das Ziel der Chancengleichheit, einen Chancenausgleich zu schaffen, allen Bemühungen zum Trotz nicht erreicht worden war. Nach wie vor erlangten überwiegend Kinder aus der Bildungs- und Oberschicht die höheren Schul- und Universitätsabschlüsse; weiterhin beschränkten sich die höheren beruflichen Laufbahnen. Diese Erkenntnis ist bald 30 Jahre alt, sie wird derzeit wieder neu entdeckt. Aktuelle Studien zeigen, dass wir von einer Gleichheit der Chancen – seien es Bildungs- oder Berufschancen – heute fast genauso weit entfernt sind wie damals (siehe Kasten).

Ich habe das Abitur an einer Schule gemacht, die aus der Bildungseuphorie dieser Jahre geboren wurde: 1972 traten die Schüler und Lehrer einer renommierten Berliner Privatschule in den Streik. Ihr Protest richtete sich gegen den autoritären Schulleiter, die reaktionäre Schulordnung, die überfüllten Klassen, den hohen Leistungsdruck

*»Gleiche Chancen – ein Traum«, titelte die ZEIT, »Von der Bildung für alle profitieren die Privilegierten«. Die Quintessenz des Artikels lautet: Trotz Öffnung der Universitäten und expandierendem Bildungssystem hat sich qualitativ nichts geändert. »Der Bildungsstrom führt zwar Hochwasser – aber er fließt noch immer im selben Bett.« Das Ergebnis einer darin zitierten Umfrage zeigt, dass der Akademikeranteil bei den Vätern von Studienanfängern fünfmal so hoch liegt wie in anderen Bevölkerungsgruppen – Tendenz steigend (Etzold). Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch die 4. gesamtdeutsche Sozialerhebung: »Fast  $\frac{3}{4}$  der Kinder, deren Vater Beamter ist, beginnen ein Studium. Kinder von Selbstständigen oder Freiberuflern studieren zu 60 %. Die Bildungsbeteiligung des Nachwuchses aus Angestelltenhaushalten liegt mit 37 % deutlich darunter. Nur eine Minderheit der Arbeiterkinder gelangt an eine Hochschule, nämlich nur 12 %.« (BMBF-Broschüre) Und auch der neueste Euro-Student-Report hat auf diesem Gebiet nichts Neues zu berichten (Kuhn).*

und die politisch motivierten Kündigungen von Lehrern und Schülern. Als der Streik unter massivem Polizeiaufgebot beendet wurde, fassten die Streikenden den Entschluss, eine eigene Schule ins Leben zu rufen. Knapp 600 Interessierte fanden sich für das Projekt zusammen, und im Frühjahr 1973 war die bundesweit erste private Ergänzungsschule des zweiten Bildungsweges mit Bafög-Würdigkeit gegründet. Die Schule für Erwachsenenbildung, kurz SFE, war ein Experiment und ein Kind ihrer Zeit: selbstverwaltet, mehrheitsdemokratisch, antiautoritär und ohne Leistungsbewertung. Im Sinne eines Bildungsbegriffs, der den wesentlichen Zweck in der Persönlichkeitsentfaltung sah, sollte Lernen hier wieder Lust bereiten. Dazu gehörte, dass über Lehrereinstellungen, Lehrmethoden, Lerninhalte und -mittel genauso abgestimmt wurde wie über Schulgelderhöhungen, den Putz- und Speiseplan. Die Klientel der Schule setzte sich damals – wie ein Lehrer erzählt, der seit Beginn des Projekts und bis heute dabei ist – primär aus Aussteigern aus dem klassischen Berufsleben zusammen. Sie wollten sich über den zweiten Bildungsweg vor allem selbst verwirklichen.

Inzwischen sieht das anders aus. Als ich mich Ende der neunziger Jahre auf die Abiturprüfungen vorbereitete,



gab es nur noch wenige sich selbst verwirklichende Berufsaussteiger. Ich lernte überwiegend gemeinsam mit jungen Erwachsenen, deren Lebensläufe jenseits einer idealtypischen Vita lagen. Die wenigen von uns, die bis zum Schluss durchgehalten haben, haben – über die obligatorischen Lerninhalte hinaus – vieles von dem gelernt, was in der heutigen Arbeitswelt gefragt ist: Flexibilität und Chaosresistenz, Teamfähigkeit und Konfliktmanagement, Selbstorganisation und Eigenverantwortlichkeit. Denn an dieser Schule gibt es so wenig Routine wie Noten; keinen festen Stundenplan, keinen festen Lehrplan, keine Anwesenheits- und keine Rechenschaftspflicht. Jeder ist für sich selbst verantwortlich, Pflichten ergeben sich aus Sachnotwendigkeiten: »Wenn ich hier den Dreck liegen lasse, den Teller nicht abwasche, dann ist es hier im Grunde wie zu Hause auch.« (Wernicke) Nicht anders mit dem Lernen: Wenn man von sich aus nicht bereit ist zu arbeiten, dann schafft man die Prüfungen eben nicht; aber wie man arbeitet, das bleibt jedem selbst überlassen. Für manch einen war diese Form extremer Selbstständigkeit die ideale Voraussetzung und die einzige Chance, um das Abitur (doch noch) zu machen; für junge allein erziehende Mütter zum Beispiel oder für solche, die am staatlichen Gymnasium gescheitert bzw. an denen die Gymnasien gescheitert waren.

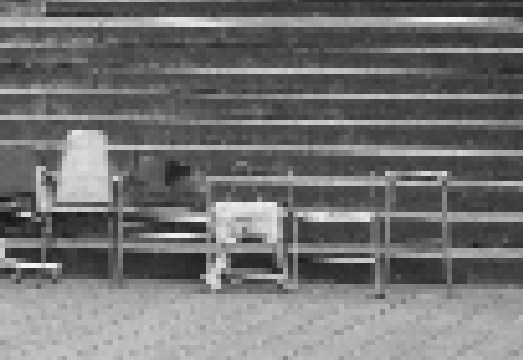
Die SFE ist insofern ein gelungenes Beispiel dafür, dass und wie soziale Benachteiligungen ausgeglichen werden können. Ihre Wirksamkeit endet allerdings vor den Türen der Universitäten; sie bereitet die Schüler zwar aufs Abitur, in vielerlei Hinsicht auch aufs Berufsleben, nicht aber aufs Studium vor. Denn im Studium sind die Benimmregeln strikter definiert als der Stoff. Und mit denen ist man entweder aufgewachsen, oder man beherrscht sie nicht.

Wie die meisten meiner damaligen Mitschüler komme ich aus einer eher bildungsfernen Schicht; einer Schicht, in der das Wort Bildung von einer Respekt einflößenden Aura umgeben ist – vielleicht, weil man sie nicht hat oder sie zumindest nicht selbstverständlich ist. Den meisten unserer Eltern war der Zugang zur höheren Bildung versperrt; und unter den SFElern waren erstaunlich viele – vor allem Schülerinnen –, die das Abitur gegen den Willen ihrer Eltern machten, weil diese meinten, ihre Kinder gehörten nicht in die Welt der Akademiker. So sehr sich diese Eltern von der Gelehrtenwelt abgrenzten, so unbedingt wollten andere dazugehören. Für sie stand

Bildung synonym für Erfolg, Reichtum, Ruhm und Ehre, und sie hätten gerne teilgehabt an dieser luxuriösen Welt. Doch um wirklich dazuzugehören, fehlte es irgendwie an der nötigen Souveränität und Leichtigkeit im Umgang mit Bildungsgütern und -institutionen. Ob das der Grund ist, weshalb wir Aufsteigerkinder keine ganz und gar gleichberechtigten Mitspieler wurden? Ich hatte mein gesamtes Studium hindurch den Eindruck, dass die Einheimischen unsere Anwesenheit in ihrem geistigen Territorium hinnahmen – etwa so, wie man etwas hinnimmt, was schon immer da war und an das man sich so weit gewöhnt hat, dass man es kaum noch wahrnimmt. Weder die Dozenten noch die etablierten Studenten suchten das Gespräch mit uns. Und uns fehlte der Mut, das Gespräch über die Stammesgrenzen hinweg einzufordern. Obwohl wir uns die akademischen Spielregeln nach und nach angeeignet, von den anderen trennte uns immer so viel wie den Zweit- vom Muttersprachler oder den Zugezogenen vom Einheimischen. Bis heute weiß ich nicht genau, anhand welcher Merkmale wir mit dieser Treffsicherheit die Zugehörigkeiten erkennen konnten. Die sichtbaren Unterschiede waren minimal; und doch spürten wir intuitiv und sofort, wer »dazu« und wer zu uns gehörte. Selbst die wie zufällig entstandenen Referatsgruppen bildeten fast immer einen Eingeborenen- und einen Zugezogenenclan.

Die oben erwähnten Ergebnisse über die aktuelle Chancungleichheit erhitzen die Gemüter heute kaum mehr, und wenn überhaupt, werden solche Befunde unter ökonomischen Aspekten diskutiert. Die Ausgeschlossenen werden nicht, wie seinerzeit, als Opfer sozialer Verteilungskämpfe um das knappe Gut Bildung und Arbeit, sondern als ungenutzte Ressource betrachtet. Dieser Perspektivwechsel könnte möglicherweise dazu führen, dass Benachteiligungen mittel- oder langfristig besser abgebaut werden als durch moralische Diskurse.

Auch die Perspektive der Studenten hat sich in den letzten 35 Jahren stark verändert. Die meisten Studierenden meiner Generation – die auch als »Generation Golf« von sich reden machte – scheinen bei jedem sozialpolitischen Thema sofort den Sozialmief zu erahnen, der in ihrer Kindheit allabendlich aus den elterlichen Zimmern ins Kinderbett drang. Wer Missstände thematisiert, macht sich schnell als Loser oder Spinner verdächtig. »Wenn der AstA etwa für bessere Betreuungsrelationen in der Lehre kämpfte«, beobachtete ein Teilnehmer der



Hochschultagung ›Gähnende Lehre‹, »dann stieß er bei vielen auf Unverständnis, ja Häme, nach dem Motto: Ich bin doch kein Betreuungsfall.« (Behrens) Im Allgemeinen gilt: Wer den Aufstieg nicht schafft bzw. den Status quo nicht hält, ist entweder blöd oder faul oder hatte einfach kein Glück – persönliches Pech ist ein Kollateralschaden. Diesem Mythos der individualistischen Spaßgesellschaft konnte bisher auch die Arbeitsmarktlage wenig anhaben.

Einsparungen und Leistungsdruck allein führen allerdings, wie jeder Wirtschaftsexperte weiß, nicht zu mehr Produktivität. Dies hält die Zuständigen im Bildungsbereich nicht davon ab, einseitig auf Sparsamkeit und Effizienz zu setzen. Die Alma Mater wird systematisch abgewickelt, auch wenn die Aussichten, einen Chancenausgleich herzustellen und die ungenutzte Ressource ›Student‹ nutzbar zu machen, dadurch noch geringer werden.

Die deutschen Universitäten wie auch andere Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen sollten sich in puncto Chancenausgleich ein Beispiel an der Wirtschaft nehmen. Kluge Wirtschaftsköpfe und innovative Unternehmen haben das Potenzial der Verschiedenheit längst erkannt; sie setzen auf Vielfalt statt auf Standesdünkel: Diversity Management bedeutet, Unterschiede wahrzunehmen, wertzuschätzen und zu nutzen. Hinter der Idee steht keine multikulturelle Weltverbesserungsvision, sondern zeitgeistgemäßer Pragmatismus: »Durch Diversity Management werden Ungleichheiten, die Konfliktpotenzial in sich bergen, aufgedeckt und bearbeitet. Der positive Umgang mit Unterschieden oder mit Fremdheit vermindert die Reibungsverluste und verbessert Produktivität, Kreativität und Effizienz in allen Unternehmensbereichen.« ([www.nikobayer.de/page43.html](http://www.nikobayer.de/page43.html), 3. 3. 2003)

Wie könnte Diversity Management an den Universitäten aussehen? Wer könnte die Vielfalt dort managen? Nach meiner Erfahrung eignen sich besonders die ›Zweitsprachler‹ bzw. ›Zugezogenen‹ für diese Aufgabe; sie kennen die universitären Strukturen und Regeln, und sie haben gleichzeitig die Distanz, um sie auch zu erkennen. Schaut man sich unter den Studenten um, so sind es vielfach sie, die innovative Ideen erfolgreich umsetzen; das zeigen Initiativen wie zum Beispiel das Career Service Network\*. Eine der Aufgaben eines Diversity Managers ist es, die Angst vor dem Anderen abzubauen und das produktive Potenzial der Vielfalt zu verdeutlichen.

Studenten wie die des CSN demonstrieren das ganz praktisch, indem sie sich zusammenrotten und etwas auf die Beine stellen. Zudem schlagen sie eine Brücke zwischen autistischem Akademismus und dem Leben draußen vor der Tür. Sie veranschaulichen, dass Unterschiede so produktiv wie normal und nicht unter allen Umständen aufzuheben sind – weder im Sinne sozialutopischer noch im Sinne leitkultureller Gleichmacherei. Das ist nicht irrelevant, denn aller Selbstreflexivität und Aufgeklärtheit zum Trotz ist die Xenophobie an den deutschen Universitäten ein häufig anzutreffendes Phänomen. Mit ihrem in den oft harten Kämpfen um Gleichberechtigung erworbenen Mut und ihrer Energie appellieren sie daran, die universitäre Normalität zu durchbrechen. Am Ende würden die Universitäten vielleicht nicht nur effizienter und produktiver, sondern auch ein bisschen schöner und besser – verständiger, kreativer und sinnlicher.

#### Literatur

- K. Behrens: Universitäre Folklore. Von Trachtengruppen in Randgebieten, in: *Gähnende Lehre: Zukunftsperspektiven universitärer Bildung*, hrsg. von Hella Dietz u.a. Berlin 1999  
BMBF-Broschüre: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2000  
S. Etzold: Gleiche Chancen – Ein Traum, in: *DIE ZEIT*, Nr. 14 vom 29. 3. 2001, S. 29  
N. Kuhn: Erster Europäischer Sozialbericht für Studierende, in *taz*, Nr. 6862 vom 25. 9. 2002, S. 14  
H. Roth: Begabung und Lernen. Gutachten und Studien der Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates. Stuttgart 1969  
H. Wernicke: Ohne Direktor, ohne Zensuren, ohne Putzfrauen! Die Schule für Erwachsenenbildung im Mehringhof, in: *scheinschlag-online*, Ausgabe 11/1998

\* Das Career Service Network (CSN) ist eine studentische Initiative, die Studenten und Absolventen der Geistes- und Sozialwissenschaften mit Informationen, Kontakten, Veranstaltungen und Workshops beim Übergang von der Hochschule in den ersten Job unterstützt. Weitere Informationen: [www.career-service-network.de](http://www.career-service-network.de)